

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 46

Artikel: Wytenalp [Fortsetzung]
Autor: Fasnacht, Clary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wintenalp

Unveröffentlichte Erzählung aus der Zeit nach Napoleon I. Feldzügen

26. Fortsetzung

Das Gemurmel erstarb wieder. Leise schritt der junge Bauer zu den auf dem Bänklein Verbliebenen, deren Hände in leisem Beten gefaltet lagen, setzte sich an die Seite seiner Frau, die sich geweigert, zu Bett zu gehen, und meinte mit gedämpfter Stimme:

„Es kann noch einige Tage gehen, bis er für immer hinüber schlummert. Wir sollten doch den Verwandten allen Bescheid machen lassen. Aber wen schicken jetzt über den Jura hin? Marieli, von hier, der Lobegg, die der Vater von Grossätti zum Andenken an die Liebegg im Emmental, und zum Lobe Gottes, der die um des Glaubens willen aus dem Bernbiet Vertriebenen treulich geleitet, so nannte, von hier aus bis über den Passwang und Tschaywo im Dachsfeldertal sind Verwandte, sind Nachkommen von Samuel Bürki. Ich könnte dich nicht schicken, sie aufzusuchen, zu melden, wie es hier steht. Würdest dich einige dutzend mal verirren und verlaufen.“

„Da wäre der Bub kommod“, nickte Sämi, der immer wieder an seiner erkalteten Pfeife zog, „der Bub, von dem ich vorhin sprach. Mir ist, Grossätti, der immer ein Kindernarr war ... hat er uns alle doch lesen und schreiben und rechnen gelehrt, uns Psalmen vorgesungen und gebetet mit uns, mehr als die Mutter fast ... mir ist, er denke heute an das Büblein, das einmal, vor zwanzig oder mehr Jahren, mit seiner Mutter da heraufkam, über die Birs, und blieb, auch als sie starb. Der Hüterbub, Franz, mit dem du Küh gehütet vor Jahren, war es.“

„Und ... er hiess Liebi, Gottlieb, dieser arme Bube?“ fragte Marieli Mettler mit stockender Stimme, sich unbewusst an Frau Anneliesi haltend mit beiden Händen. Der alte Mann nickte: „So nannten wir ihn. Wird wohl so geheissen haben. Zur Taufe, wie wir es Brauch haben, kam es nicht. Von Vetter Albrächt aus lief er davon, der Bub, als er Landjäger zum Hof kommen sah, und kam nie mehr zurück.“

„Hatte er ein schlechtes Gewissen, der Bub?“ fragte Frau Anneliesi teilnehmend, die Aufregung ihrer Helferin nicht begreifend.

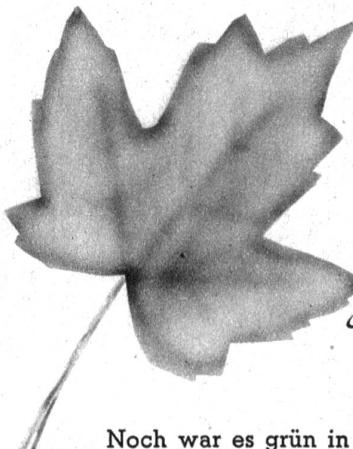
Ihr Mann beruhigte: „Warum nicht gar! Aber er hatte das Ausfragen satt. Hatte sich vorher zu uns gezählt, und musste, als man nach Flüchtlingen im Jura herum nachforschte, um Ordnung in das Chaos zu schaffen, vernehmen, man habe seinen Vaternamen vergessen, habe seine Habeseligkeiten, die die Mutter mitgebracht, verloren, so dass sogar Grossätti nicht mehr sagen konnte, wo sie hingekommen waren. Das hörte ich damals hier auf Lobegg, als man sich anklagte deshalb, sich schwere Vorwürfe machte. Und darum, glaube ich, spukt das Andenken an den heimatlosen Buben, der mir manche Weidenpfeife geschnitten, beim Hüten einen Sommer lang bei uns daheim, in Grossätti jetzt. Du, Marei ...“ wandte er sich plötzlich erregt an diese, „ist etwa dein Gottlieb und unser schwer vermisster Liebi derselbe? Das ... das wäre Gottes Fügung, uns vor Grossättis Heimgang Klarheit zu bringen, wo er ist ... dass er brav und fromm geblieben ist in der Welt, die ihn verfolgt. Und ihm doch ein braves Herz geschenkt hat, ein treues Herz!“

Nachdruck verboten

Marieli nickte unter Tränen. Sie hätte nicht reden können, und keiner forschte weiter aus. Still hing jeder seinen Gedanken nach wie der grosse Bube, der leise das Fensterchen geöffnet, frische Luft in sein Gefängnis einzulassen, und ... alles gehört hatte.

Nun gab es doch endlich etwas Ruhe im Haus. Sämi war zum weidenden Vieh geschritten durch taufeuchtes Gras und nächtliche Kühle. Der Bauer wachte beim Grossvater, der hin und wieder in seine die Vergangenheit suchenden Gedanken geriet, dazwischen aber schlummerete. Auch Marieli schlief wenig, wünschte sich heim, die gute Botschaft zu bringen und stand doch am Morgen am Herd in der geräumigen Küche, Milch und Morgenrösti zu kochen. Frau Anneliesi errötete beschämmt, als sie zu spät kam dazu, aber Marieli lachte sie an: „Mir tut's gut, mich zu regen. Ich gehe nicht fort, Anneliesi, bis die eingeweichte Wäsche im Schopf hinten, die ich beim Schweinefüttern entdeckt, gewaschen und trocken ist ... und ein gesundes Kindlein im Korb liegt“, setzte sie leiser hinzu.

Der Bauer trat von der B'setzi her herein und nickte: „Guten Morgen geb' euch Gott! Darf der junge Uebennächtler hereinkommen zum Morgenessen? Er wäscht sich gerade beim Brunnen, und will sich auf die Beine machen. Ich musste ihm den Weg über den Passwang beschreiben. Er könnte auf Hohwinde, Base Trini melden, dass wir gute



Herbstlaub

von Edgar Chappuis

Noch war es grün in heissem Sommerprangen
Umwölkte Busch und Baum mit seinem Schatten,
Spendete Kühlung sonndurchglühten Matten,
Erfüllt von Leben, Glück und Lichtverlangen.

Dann kamen Tage, wolkenkühl, verhangen
Und stiegen früher in der Nächte Dunkel,
Geheimnisvoll aus Mond- und Sterngefunkel
Kroch Winterahnung und ein erstes Bangen.

Und als die Nebel sacht im Winde bebten,
Begann das Laub sich goldengelb zu schmücken
Zum Abschied wohl, um uns noch zu entzücken,
Eh leis die Blätter sterbend niederschwanden.



Die schönste Zeit für die webende und spinnende Greisin ist der Sommer. Da kann sie draussen im Garten in der warmen Sonne sitzen und ihr Spinnrad und Spulrad schnurren lassen

Oben rechts:

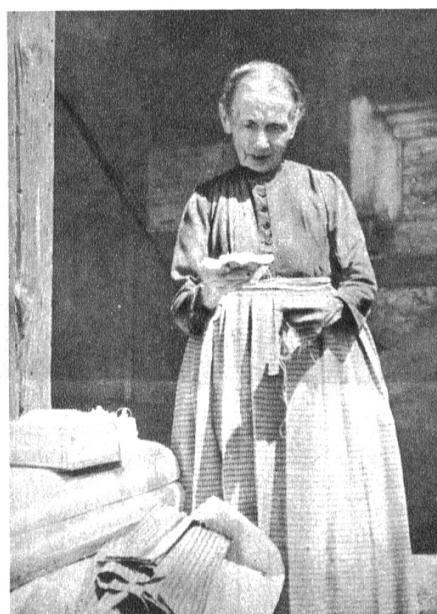
Das ist das Heimetli zur Hüselmatte, wo Frau Schneider wohnt

Rechts:

Ueber das Bild hier könnte man einen ganzen Roman schreiben, denn Frau Schneider weiss über jedes Stücklein ihrer Musterkollektion, für wen sie den betreffenden Auftrag anfertigte und wohin die Ware gegangen ist.

Rechts aussen:

Jedes Jahr kommt ihr Sohn Hans, der in Zürich arbeitet, einmal nach Hause und dann flickt er der Mutter die Werkzeuge und Geräte



kalte Hohwinde. Und versprachen doch ... der jungen Frau ... Frau Furrer, gäll? ... Aber ... du ... bist ja gar nicht ... Mueti! Habe das lätzte Trom ... Pilger auf Erden ... Brächt, du ... du ... siehst die Berge ... die Schneeberge ... Hebe deine Augen ... auf zu ... den Bergen ... Pilger ...“

Müde sank der alte, weisshaarige Kopf zurück. Mit nassen Augenbettete ihn Marieli. Den Namen hatte er gewusst, den Namen der Mutter dessen, der ihrer harrete auf der Lichtenalp, vielleicht zweifelte, dass sie etwas erreichte auf der weiten Baslerreise. Wenn er wüsste!

Wenn er da wäre, Grossätti selbst sagen könnte: „Dank dir für deine Wohlmeinenheit, für die Guttat, die du meiner sterbenden Mutter angedeihen liessest, und einem Waisenkind.“

Da stand Frau Anneliesi neben ihr, und Franz und Sämi folgten.

Grossätti schlug die Augen auf, sah klar von einem zum andern, zu Marieli auch, die sich zu ihm neigte: „Grossätti, das Büblein, Liebi, für das ihr getreu sorgtet in seiner Kindheit, lässt euch durch mich danken, lässt euch tausendmal grüssen ...“

„So, so!“ machte die alte, erlöschende Stimme ohne ein Zeichen der Verwunderung. „Liebi soll dem Herrgott

danken. Und brav bleiben sein Lebtag. Kommst von daheim, Meitschi, von der Liebegg? Lebt Brächt, mein Bruder, noch? Ach, nein, der ging voran. Und sein Bub zog weiter, auf eine andere Liebegg, sein Brächt. Bring ihm meinen Segen, Meitschi.“

Friedlich schlief er ein. Frau Anneliesi schlang die Arme um Marieli und küsst sie: „Du Liebes, hast die rechten Worte gefunden. Hast Grossätti den Frieden gegeben! Gott segne dich dafür. Franz, so klar redete er schon lange nicht.“

„Mich sah er kaum an“, flüsterte Sämi mit nassen Augen. Da legte ihm Franz die Hand auf die Achsel: „Der letzte Augenblick ist noch nicht da. Er segnet dich noch, Sämi, und, will's Gott, das Kind, das seinen Namen tragen soll, wenn's ein Bub ist: Daniel Bürki.“

Sie waren in die Küche getreten. Da fragte Marieli erstaunt: „Bürki? Verwandt mit Brächt Bürki auf Liebegg in Dählendorf? Mit dem, der mich auf die Reise geschickt hat?“

„Wird sein. Hörtest ja vorhin, Grossättis Bruders Bub sei auf eine andere Liebegg, ein ander Heimat, seiner Frau

Pelze W. TANNER, Kürschnerei, Spitalgasse 30, I. Stock
BERN, Telephon 2 24 73

nach. Frage ihn, wenn du daheim bist, und lade ihn in unserem Namen zu uns ein. Er soll selbst reisen, wenn er einem Meitschi den Rat gab.“

* * *

Die Lobeggleute sassen in der Küche beim abendlichen Haberbrei, als der treue Wächter Bäri kurz anschlug und hierauf mit einem langen Schatten in der Haustüre erschien. Eine kecke, bekannte Stimme rief in das Halbdunkel der Küche: „Gottwillchen! Ein armer Wandergeselle bittet um einen Unterschlupf für die Nacht und etwas Währschafte für seinen grossen Hunger und Durst.“

„Jesses Marei!“ fuhr Marieli Mettler zornig hoch. „Ist der Nichtsnutz wieder da? Was hast hier verloren?“

„Das frage ich auch, Bub?“ fragte der Hausherr, den es belustigte, heiterer, während Frau Anneliesi eine Tasse und einen Löffel auf den Tisch legte und der alte Sämi etwas beiseite rutschte auf der langen Bank, wo er zuoberst gesessen. Der junge Bursche lächelte, sah fragend nach der Stube hin, worauf die junge Frau Bescheid gab: „Er lebt noch, der gute Grossätti. Mach ruhig, gäll, denn er hört wieder ordentlich, wie schon lange nicht.“

„Und das Büblein im Webkeller vergass er?“

„Du weisst davon? Nein, es brachte ihm den Frieden, den ihm niemand mehr nehmen kann. Was bringst denn du, den ich jenseits des Jura glaubte?“

„Ich?“ trank der durstige Geselle seine Tasse Milch leer. „Grüsse von Hohtannen auf Hohwinde. Hätte Eiertätsch bekommen dort, wenn die Eier nicht gleich nach dem Gelegtwerden hinunter gerollt wären in die Schlucht! Bestimmt! Die Schalen sah ich!“

„Red' nicht dumm!“ verwies ihm der Bauer das ihn blöde anmutende Geplauder. „Wir sind nicht aufgelegt, Plageure anzuhören. Iss und dann troll' dich dorthin, wo du letzte Nacht warst ... wenn du Sämi nicht hüten helfen willst auf der Weide.“

Er stiess dem ungebetenen Gast die Haferbreiplatte näher, schenkte ihm wieder ein, da seine Frau in die Stube gegangen war, und sah erst auf, als der schlanke, gutgewachsene Junge ernster sagte: „Die Grüsse sind echt, nämlich von der Base Trini. Ich war gegen Mittag dort, in der grössten Hitze von der Passstrasse abgewichen, wie es mir meine prachtvolle Siegfriedkarte zeigte. Und fand mich zurecht, berichtete euren Verwandten, dass ein famoses Bernermeitschi helfe und haushastere, besser als unsere alte Köchin daheim. Kochlöffelregiment! Und dass dieses hübsche, couragierte Bernermeitschi einen Schatz habe, der Liebi heisse, auf Hohtannen Kühe gehütet und Krähennester geplündert habe, und dabei ... als Strafe Gottes ... vergessen habe, wie er heisse, und dass sein Müeti ihm ein haushohes Pack Kleider, Geld und Dokumente hinterlassen habe.“

„Bub! Nichtsnutz!“ strich des Bauern rauhe Hand liebkosend über den blonden Scheitel des Jungen, der es sich gefallen liess. „Wer bist du eigentlich, dass du dies alles weisst? Träumte dir davon im alten Webkeller?“

„Wird sein!“ flog der schalkhafte Blick des Buben zu Marieli hinüber, deren Herz fast vernehmbar pochte. „Da, fass!“ warf er ihr plötzlich ein dunkles Paket auf die gefalteten Hände. „Bist wenig bräver als ich! Strolchst auch in der Welt herum wie meiner Mutter Sohn, ohne dass sie weiss, wo er übernachtet!“

„Einer braven Mutter kann es schon Angst werden um einen Buben, der ziellos umhervagantet wie ein ...!“

„Bauer, Franz, ziellos? Ich wandere, statt in dumpfer Schulstube zu vegetieren, durch unser liebes, schönes Schweizerland, es nicht nur aus Büchern und Karten kennen

zu lernen. Und da mein Vater ... gestorben ist vor Jahren ... in seinen lieben Bergen ... muss ich wohl oder übel allein voyagieren! Ein flottes Bernermeitschi, das ich als Begleiterin heimzu erkoren, floh vor mir auf Lobegg. Das durfte ein Sohn meines Vaters nicht auf mir sitzen lassen, und so ... stieg auch ich in selbem Quartier ab, damit mich Marie Marei kennen lerne, wie ich bin: Ein Nichtsnutz, ja, aber keiner von der schlimmsten Sorte! Drum ... soll es jetzt auch schauen, was ich ihm auf Hohtannen gekramt! Mach auf!“

Zögernd nestelte Marieli Mettler das Päcklein auf. Eine alte, verwaschene Schürze kam zum Vorschein, darin ein anderes Bündel lag. Aller Blicke hingen daran. Des Bauern Hand legte sich schwer auf die schmale, langfingerige des Jungen, als er mit belegter Stimme in die entstandene Stille fragte:

„Bub, du narrst uns nicht? Es tätte uns weh. Wir wissen doch erst seit gestern Abend von einem Liebi, den Marei Mettler sucht ... oder dessen Schriften und Herkunft vielmehr. Was weisst du davon? Seit wann?“

„Seit derselben Zeit, Franz. Land und Leute der Heimat wollte ich kennen lernen ... und ... Tu' doch auf, Meitschi! Frau Anneliesi, helft dem verliebten Ding seine Schätze erlesen. Es liegt keine Röstiplatte dabei, auf der es heisst:

„Ich bin Dyn und Du bist myn!“

wie der Papa selig meiner Frau Mutter an einem Zwiebelmarkt gekramt hat auf dem Chachelimärz z'Bärn.“

Ein leiser Aufschrei unterbrach den Buben, dessen hübsches, schmales Gesicht strahlte. Auf Marielis Schoss glitzerten silberne Göllertketten und Filigranbroschen. Papiere, sorgfältig in eine zusammengefaltete flächserne Schürze eingebunden, kamen zum Vorschein, ein Hochzeitschein, Geburtsscheine, zwei Totenscheine, ja, sogar einige Geldpapiere, Gültten, auf bernische Banken lautend.

„Dass es schon so etwas gab vor zwanzig, dreissig Jahren?“ meinte Sämi, sich durchbuchstabierend. „Sieh, Meitschi, bei uns Wiedertäufern kann etwas Weltliches vergessen, aber doch nicht ganz verloren werden. Stimmt es mit den Namen, die du in Basel erfährst?“ (Fortsetz. folgt)

Wenn man im Mittelalter krank war . . .

Die Leistungen der heutigen medizinischen Wissenschaft, das Wirken der Gesundheitsführung haben einen beachtenswerten Hochstand erreicht. Aber nicht immer war die ärztliche Kunst auf einer so hohen Entwicklungsstufe angelangt. Nicht immer gab es schmerzfreie Operationen, sorgsamste Behandlung und Pflege. In früheren Zeiten musste man sich oft mit «Gewaltkuren» begnügen, die nur starke NATUREN aushielten. Hören wir, wie es einst war:

Markgraf Dedi von Wettin, der zur Zeit Heinrichs IV. lebte, litt an Fettsucht, die ihm so grosse Beschwerden bereitete, dass er sich auf Anraten der Aerzte den Leib aufschneiden und das überflüssige Fett entfernen liess. Natürlich starb er an dieser bei vollem Bewusstsein ausgeführten Operation.

Herzog Leopold von Oesterreich stürzte 1194 bei einem Turnier so unglücklich vom Pferd, dass die Knochensplitter des gebrochenen Unterschenkels eine Spanne lang aus der Haut hervorragten. Die Aerzte waren bemüht, eine Amputation zu vermeiden, doch als am nächsten Tag das Bein schwarz wurde, war der Eingriff unerlässlich. Aber jetzt wagte niemand, ihn vorzunehmen. Da setzte der Herzog selbst das Beil auf sein Schienbein, sein Kämmerer schlug dreimal mit dem Hammer darauf, und so wurde das kranke Glied entfernt. Allerdings konnte die qualvolle Operation das Leben nicht mehr retten. Der Unglückliche starb nach drei Tagen.

Kaiser Otto II. nahm, als er an einer in den südlichen Gegenden oft auftretenden Verdauungsstörung litt, auf Anraten seiner Aerzte eine Dosis von 17½ Gramm Aloe, woran er starb. Freilich hätte schon ein Bruchteil dieser Menge seinen Tod